

Zu Jean Frédéric Schnyers Veduten im Aargauer Kunsthaus

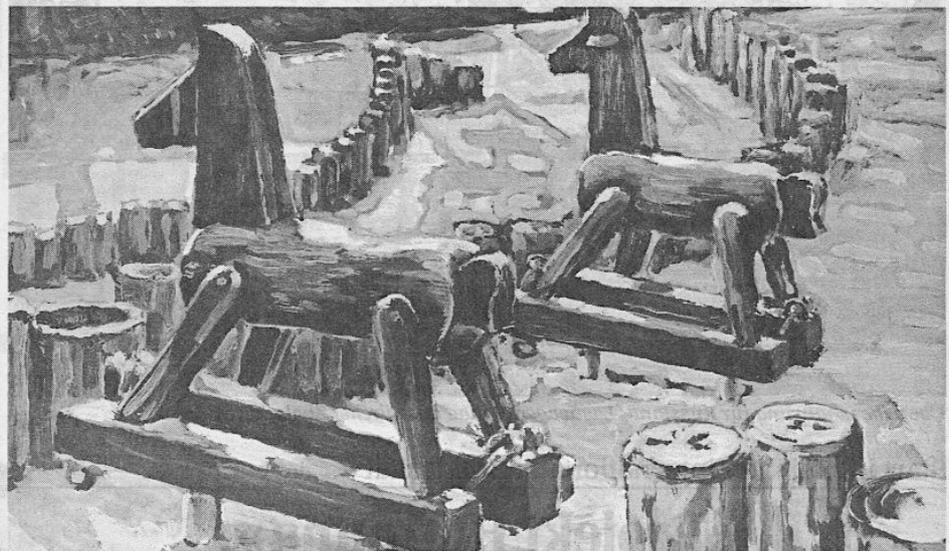
Die Schweiz im Glück oder die Ästhetik des Banalen

Der Berner malte auch im Aargau

ANNELISE ZWEZ

Der 47jährige Berner Maler Jean Frédéric Schnyder ist ein international bekannter Schweizer Künstler. 1972 und 1982 waren sehr verschiedenartige Werkgruppen an der ebenso stil- wie marktbildenden «Documenta» in Kassel zu sehen. Aber: Im Gegensatz zu allem was «in» ist, malte Jean Frédéric Schnyder – zumindest seit einigen Jahren – Motive, die heute eigentlich eher ins Repertoire der Sonntagsmaler gehören. Von Gartenzwerge und Südsee-Träumen über den Wolkenkranz des Niesen und die Pension Alpenblick bis zu Landschaften rund ums KKW Gösgen und vor allem SBB-Wartsäle von Huttwil und Suhr bis Ermensee und Six-Fontaines ist «für jeden etwas da» (J.F. Sch.).

Nach dem Presserundgang mit Jean Frédéric Schnyder entlang seinen Schweizer Veduten im Format A4 respektive A3 im Aargauer Kunsthaus taten den Schreibenden die Backenmuskeln weh; vom Lachen auf den Stockzähnen. Was Schnyder quer durch die Schweiz an Motiven malt und was er dazu sagt, entspricht so entlarvend echt durchschnitts-schweizerischem Denken und Empfinden, dass Humor zum Kunstbegleiter wird. Denn: Nicht Ironie, nicht satirische Freude an der Dekonstruktion des Volksgefühls ist Schnyers künstlerisches Ziel, sondern die handwerklich und stilistisch gut gemalte Realität. «Ich male die Wahrheit, das ist der beste Witz der Welt.» Dieser Bruch – man könnte auch sagen, dieses Missverständnis – ist vermutlich der entscheidende Faktor für die Wertschätzung Schnyers, wobei damit die Frage, ob die Lorbeeren nicht auch ein Missverständnis sind, nicht aus dem Wege geräumt ist. Allerdings: Schnyder hat seit seinen ersten Erfolgen als malender «Nicht-Maler», als sein «Nicht-Können» als konzeptuelles «Können» interpretiert wurde, malen gelernt. Er hat in gewissem Sinn sein Ziel erreicht: Er ist ein guter Maler geworden. Seine «Wartsäle», seine «Niesenbilder», seine «Bänkli-Aussichten» sind tadellos ge-



Ironie oder spontane Ausdrucksweise: «Deux Chevaux», Kleinformat von Jean-Frédéric Schnyder.

Foto: archiv

malte Interieurs, tadellos gemalte Landschaften; typisch schweizerisch in ihrer Mischung zwischen expressivem Duktus und impressionistischer Lichtführung. Nur: Das hatten wir doch alles schon im Laufe der Kunstgeschichte; uns im Aargau zeigen gerade die Landschaften mit dem nahen Solothurner Kühlturm die Nähe zur Aargauer Malerei der 30er und 40er Jahre (dort allerdings ohne KKW-Wolken).

Der kleine Unterschied – über dessen Bedeutung man sich streiten kann – ist der konzeptuelle Hintergrund Schnyers. Denn bei aller Identifikation des Künstlers mit dem schweizerischen Alltag, mit dem biedereren Volksempfinden – die Lust, ihn als «Schauspieler» zu entlarven, scheitert an seiner Erscheinung – ist Schnyder gleichzeitig ein Konzeptkünstler. Die Wurzeln dazu liegen in einer gewissen Obsession, die selbstgestellte Aufgabe mit schweizerischem Fleiss und Ordnungssinn durchzuführen. So malt Schnyder zum Beispiel konsequent am Montag, am Dienstag, am Donnerstag und am Freitag – pro Tag ein Bild; am Mittwoch erledigt er Büroarbeiten und/oder er empfängt Ausstellungsmacher. Die «Wartsäle» aus den Jahren 88/89 sind datungsgenau ins «Fahrtenbuch» eingetragen.

Mit einem praktischen Koffer mit Farben und Leinwand schön eingepasst, verreiste Schnyder an den genannten Tagen mit dem Sechs-Uhr-Zug in Richtung eines auf einer vorhergehenden Erkundungsreise bestimmten Wartsaales, mal nach Norden, mal nach Süden, Westen oder Osten. Kriterium des Gemaltwerdens war insbesondere ein Tisch, an dem sich der Künstler niederlassen konnte, um den Raum und eventuell auch die Aussicht zu malen. In sechs Stunden hatte er seine Arbeit in der Regel abgeschlossen und fuhr dann wieder nach Hause zum Abendessen. Die 92 Wartsäle zeigen eine saubere Schweiz, eine gemütliche Biederkeit; jede Pflanze, welche die Frau Bahnhofsvorstand zum Überwintern in den Raum gestellt hat, jeder vergessene Apfel, jede Adventskerze, jedes leere Geranienkistchen ist im Bild festgehalten. Nur Menschen sitzen keine da. Schnyder wollte sie nicht malen, weil sie immer wieder wechselten im Laufe der Malsession; vielleicht wäre ihm die Mal-Aufgabe dann auch zu schwierig gewesen. Bei Schnyder weiss man nie so genau. Von der widrigen, kalten Atmosphäre, welche die meisten Menschen angesichts von Wartsälen empfinden, ist in den Bildern wenig zu spüren.

Schnyder ging es um das Malen nicht um die Soziologie; dass die Wartsäle gleichzeitig (unvollständige) Dokumentation sind, als Beispiel das Gefälle Deutschschweiz/Westschweiz in Bezug auf die Eisenbahn spiegeln, ist in des Künstlers Augen zufällige Begleiterscheinung. Und doch: Schnyder weiss sehr wohl, dass nicht das einzelne Bild das Besondere ist, sondern nur die Fülle, die nicht einen Wartsaal, sondern das Phänomen «Wartsaal» aufzeigt. Wieso würde er sonst die Reihe nur als Ganzes verkaufen? Immer ist da derselbe Bruch zwischen «Büezerdenken und -verhalten» einerseits und selbstbewusstem Künstlerverhalten andererseits. Diese Mischung, die nie so recht fassbar ist, bestimmt die Eigenart von Jean Frédéric Schnyder, macht ihm zum Einzelgänger unter den Künstlern. Er ist über weite Strecken ein realistischer Maler, aber kein Gesellschaftskritiker; es sind die Bilder-Betrachtenden, die ihn immer wieder dazu machen. Nur weil das aber so ist, bleiben die Kanten des Kippens so scharf. Schnyers Erfolg ist und bleibt im Kern ein Missverständnis.

Die Ausstellung der 215 Bilder von Jean Frédéric Schnyder im Obergeschoss des Aargauer Kunsthauses dauert bis zum 29. März.